

Zeitschrift: Frauenbestrebungen
Herausgeber: Union für Frauenbestrebungen (Zürich)
Band: - (1911)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücherschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leidenschaft zusammen und wollen auch gleich heiraten — da will's das Unglück, dass die Mutter, obgleich dem jungen Mann persönlich geneigt, in übertriebener Angst vor den Folgen der Heirat von Blutsverwandten auf dem Totenbett Kathrin das Versprechen abnimmt, ihrem Schatz den Abschied zu geben. Dem Geistlichen, der gegen die Heirat mit dem Andersgläubigen donnerte, hatte das Mädchen noch widerstanden, obgleich ihr dadurch schon Zweifel erwacht waren. Die sterbende Mutter aber bringt sie zum endgültigen Verzicht und verschliesst damit selber ihrem armen Kinde den Weg zur Rettung. Neben einem rechten Manne wäre Kathrin eine ordentliche Frau, eine — ach wie zärtliche! Mutter geworden; dafür zeugen die stärksten Instinkte ihres Wesens. Mit dem Jugendgeliebten aber, der ihr tapfer erklärt, da sie es nicht für immer könnten, habe es keinen Sinn mehr, zusammen zu kommen, scheidet der einzige Mann von ihr, der es eigentlich gut mit ihr meinte, die kaum Achtzehnjährige den andern überlassend . . . Erst einem rohen Kerl, der sie misshandelt, als er merkt, dass sie seine Drohungen, die Frucht ihres Verkehrs abzutreiben, nicht befolgt, und sich dann davonmacht. Wie charakteristisch für Kathrin ist die Geschichte der Geburt ihres ersten Kindes, von dessen Leiche sie sich nicht zu trennen vermag, bis die Entdeckung derselben sie ins Gefängnis bringt! So mächtig sind bei ihr die mütterlichen Instinkte, dass sie sich auf das tote Kind genau so übertragen, als ob dies lebendig wäre. Hat sie einen Tag lang nicht nach ihm sehen können, findet sie des Nachts keine Ruhe, „meinte dann immer, es habe mir jemand es gestohlen, ich sei verloren für Zeit und Ewigkeit, dass ich es nicht besser aufbewahrt habe. Ich stand morgens schon um 4 Uhr auf, ging zuerst hin, schaute recht nach, ob das Kind noch da sei, dann wurde es mir wieder etwas wohler“.

Nach einer längeren Pause stiller Zurückgezogenheit und Scheu, da sie bei anständigen Leuten wohnte, gerät sie an einen liederlichen Kostort, wo viele Burschen verkehren und wird offenbar dadurch wieder in das Treiben hineingezogen. „Wenn man mich so übernimmt, bin ich eben nicht mehr Meister über mich.“ Wie ein gehetztes Wild unter einer Horde wilder Tiere kommt sie einem vor inmitten dieser vom Alkohol in brutale Begier hineingepeitschten Männer. An Feiertagen ist's immer am ärgsten! Wie schrecklich jene Sonntagabendszenen*), da der eine Kerl sich unters Bett verkriecht, während der andere sie misshandelt. Und wie herzerreissend Kathrins hilflose Bemerkung: „Ich hätte den U. (eben jenen Kerl, der sie an einem Sonntag bis zum Blutbrechen schlägt, am andern dann vergewaltigt) verklagt; aber ich meinte, das Weibervolk gelte nichts vor Gericht.“

Eine der Bekanntschaften dieser Zeit führte dann doch zu einem Verhältnis, schliesslich zur Ehe. Zuerst freilich kommt der zukünftige Gatte meist nur Sonntags, wenn er betrunken ist, zu ihr. Sie zeigt ihm dann wohl ein zorniges Gesicht, kann aber seinem beständigen Bitten: „Bist bös!“ auf die Dauer nicht widerstehen, obwohl sie ihm immer wieder versichert, heiraten könnte sie ihn nicht, wenn er nicht solider werde. Lieber noch wolle sie das Kind allein haben, wenn er doch nicht vom Trinken lasse. Man merkt es dem Bericht an, wie stolz sie ist, als er auf ihre Vorstellungen hin anfängt, sich etwas zusammen zu nehmen. — Immerhin scheint sie ihm nicht allzu fest zu trauen, geht immer mit körperlichen und seelischen Schmerzen zur Arbeit. „Es machte mir jedesmal schwer, wenn es wieder Abend geworden war,“ abends, da sie jeweilen trotz ihres elenden Zustandes den unersättlichen Ansprüchen des Mannes genügen soll, in dessen Sklaverei sie sich begeben hat. Und Angst, wieder eine neue Art der Angst, beginnt sie zu quälen. Zwar will der Mann, den sie für den Vater ihres Kindes hält, sie heiraten — das Kind darf

aber nicht früher zur Welt kommen, als er berechnet hat, sonst ist es nicht das seine und dann gibt es ein Unglück, ein Unglück . . . sie wird schon sehen, was für eines! Halb ersehnt sie nun die Ankunft des Kleinen, halb zittert sie davor. Wirklich gebiert sie zu früh — wieder heimlich und ohne Hilfe in schrecklichen Leibes- und Seelenqualen. Aus einer Ohnmacht erwachend spürt sie, dass es da ist, aber ohne Lebenszeichen. „Ich ging immer aus dem Bett, schaute mein Kind an, es drückte mir fast das Herz ab vor Weinen. Es reute mich sehr, dachte, ob ich denn gar keines lebend zur Welt bringen könnte.“

Wenige Tage später tritt sie vor den Altar, keinen Augenblick der verborgenen kleinen Leiche vergessend, die sie von dem Manne trennen wird, der da neben ihr steht. „In der Kirche sah mich der Pfarrer immer so an.“ Gern wäre sie zurückgetreten, wagt es aber nicht. Und nun kommen die „Flitterwochen“ ihrer Ehe, da sie jeden unbewachten Augenblick in die Bodenkammer hinaufrennt, nach dem toten Kinde zu sehen, — da sie zittert, wenn der Mann sie etwas fragt, und immer auf neue Ausflüchte sinnen muss.

Schliesslich, als der Mann fast mit Gewalt eine ärztliche Untersuchung herbeiführte, geriet die Unglückliche in einen Zustand, der ihre Überführung in eine Irrenanstalt zur Folge hatte. Dort beruhigte sie sich allmählich, besonders auch dadurch, dass sie sich offen über alles aussprechen und schreiben durfte. Sie verliess die Anstalt, um wieder ihr Brot zu verdienen, möglichst zurückgezogen und weit weg von ihrem — inzwischen von ihr geschiedenen Manne — dem sie aber trotz allem die eheliche Treue zu halten sich ehrlich vornahm.“

Bücherschau.

Marie-Claire. Roman von Marguerite Audoux. Mit einem Vorwort von Octave Mirbeau. Ins Deutsche übertragen von Olga Wohlbrück. Preis geheftet 3 M., geb. 4 M. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin.

Man darf es wohl ein literarisches Ereignis nennen, dass das Erstlingswerk einer gänzlich Unbekannten einen entschiedenen Erfolg davon getragen und freudiges Erstaunen erregt hat. Diese Tatsache wird um so überraschender wirken, wenn man hört, dass die Verfasserin des Romanes Marie-Claire, Marguerite Audoux, eine einfache Frau aus dem Volke, eine Näherin ist, die, durch ein ernstliches Augenleiden gezwungen, die Nadel hinzulegen, nach der Feder gegriffen hat, um nicht immer an ihr Elend zu denken, wohl kaum in der Hoffnung, sich ihr Brot damit zu verdienen. Kein Geringerer als der Akademiker Octave Mirbeau hat sie „entdeckt“ und ihrem Buch den Geleitbrief mit auf den Weg gegeben. Durch ihn erfahren wir, dass Marguerite Audoux nicht etwa doch eine „deklassierte Intellektuelle“ ist, sondern tatsächlich eine kleine Schneiderin war, die bald in die Häuser ging, um dort für drei Franken im Tag zu nähen, bald bei sich in ihrem Zimmerchen arbeitete, das so klein war, dass sie immer erst die Puppe forttrücken musste, wenn sie sich an die Nähmaschine setzen wollte.

Nachdem der Roman in Frankreich berechtigtes Aufsehen erregt hat, muss man sich der Übersetzerin zu Dank verpflichtet fühlen, dass sie ihn durch gute Übertragung auch einem deutschen Lesepublikum zugänglich gemacht hat. Ein Werk im Vorwort so in den höchsten Tönen loben zu hören, wie Octave Mirbeau es getan hat, steigert in unvorsichtiger Weise die Erwartungen und ruft nur zu leicht bei kritikfähigen Menschen unwillkürlich eine gewisse Opposition hervor. Aber schon beim Lesen der ersten Seiten fühlt man sich gepackt von den eindrucksvollen Bildern, die mit wenigen einfachen Strichen hingeworfen sind. Nirgends stösst man auf lange Beschreibungen und Gespräche, und doch steht alles greifbar und hörbar vor einem, man findet sich augenblicklich zurecht in dem wechselnden Milieu, man lebt förmlich mit den handelnden Personen und sieht sie lebhaftig vor sich stehen. Zur Bekräftigung dieser Behauptung gebe ich nur einige Sätze aus dem Anfang der Erzählung wörtlich wieder:

„Eines Tages kamen viele Leute zu uns. Die Männer traten ein wie in eine Kirche, die Frauen bekreuzigten sich beim Fortgehen. Ich schlich mich in das Zimmer meiner Eltern, und ich war erstaunt, als ich eine grosse brennende Kerze sah, die am Bette meiner Mutter stand. Mein Vater neigte sich über das Fussende, um meine Mutter zu betrachten, die mit auf der Brust gekreuzten Armen schlief. Unsere

*) die verkürzt werden mussten, um überhaupt veröffentlicht werden zu können.

Nachbarin, die Mutter Colas, behielt uns den ganzen Tag bei sich. Allen Frauen, die aus unserem Hause kamen, sagte sie: „Wissen Sie, sie hat ihre Kinder nicht küssen wollen.“ Die Frauen schneuzten sich, indem sie uns ansahen, und Mutter Colas fügte hinzu: „Solche Krankheiten machen bösartig.“ An den folgenden Tagen trugen wir grosskarrierte schwarz-weisse Kleider. Mutter Colas gab uns zu essen und schickte uns auf die Wiese spielen.“

Kann die Tragik eines Sterbezimmers und was damit zusammenhangt einfacher und dabei lebendiger und anschaulicher beschrieben werden? Unwillkürlich wird man dadurch an den Eingang von Fritz Reuters Meisterwerk erinnert, aber an Schlichtheit und knapper Ausdrucksweise wird das erste Kapitel der Stromtid hier doch noch übertrffen.

Und in der gleichen Weise geht es fort, zieht das weitere Schicksal der Schriftstellerin (denn dass es eine Autobiographie ist, liegt auf der Hand), ihre Kindheit und Jugend anschaulich und fesselnd an uns vorüber. Wir bewegen uns mit ihr in dem Waisenhaus, in das die Kinder gebracht werden, nachdem der verlumpete Vater das Weite gesucht hat, sofort wie unter Bekannten, denn jede einzelne Persönlichkeit, die in das Leben des Kindes tritt, seien es nun die Mitschülerinnen oder irgend eine der Lehrschwestern, steht auch gleich, durch ein paar kühne Pinselstriche gezeichnet, wie sie lebt und lebt, vor uns. Und im weiteren Verlauf der Erzählung, nachdem das Kind, herangewachsen, als Hirtin aufs Land kommt, welche eine Fülle von tief empfundenen Naturschönheiten werden uns da meisterhaft in aller Einfachheit vor Augen geführt! Wie fühlen wir die Stimmungen der Einsamkeit des ländlichen Lebens mit! Wie lernen wir die neue Umgebung, die neuen Hausgenossen kennen ohne jede Beschreibung, nur durch ihr Auftreten, durch die Wirkung ihrer Persönlichkeit.

Wahrlich, es geht mir wie dem „Entdecker“ dieser genialen Schriftstellerin: „Es ist mir eine Freude, von diesem wundervollen Buch zu sprechen, und ich möchte aus der Tiefe meiner Seele alle dafür erwärmen, die noch Sinn haben für gute Bücher. Gleich mir werden sie eine seltene Freude aus ihm schöpfen, starke und neue Eindrücke.“

Und ich meine, um so grösser wird diese Freude sein, als es in unserer Zeit durchaus nicht die Regel ist, mit Schriftstellern bekannt zu werden, die ihr Talent dazu verwenden, das Leben in seiner Reinheit zu schildern, deren Phantasie nichts gemein hat „mit der Phantasie junger verträumter Frauen und berechnender Romanschriftsteller“. In einer Zeit, in der das Geistreichsein vielen gleichbedeutend ist mit Dekadenz, in der muss ein Buch wie dieses, das jede Mutter unbesehen und getroft auch ihrer jungen Tochter in die Hand geben kann, geradezu eine Erquickung bedeuten. -e-k.

The International Council of Women from 1899—1904. Edited by May Wright Sewall. 2 Bde. Boston 1909. Fr. 3.75 per Band.

Es ist sehr zu bedauern, dass diese beiden Bände verschiedener unglücklicher Umstände halber erst heute vorliegen; denn naturgemäß ist in unserer rasch lebenden Zeit, wo ein Neues das Andere verdrängt, das Interesse für Begehnheit und Verhandlungen, die schon 10 Jahre zurückliegen, nicht mehr sehr gross. Und die in grossen Partien rein protokollmässige Darstellung macht die Lektüre noch weniger anziehend. Damit wollen wir den Wert der Veröffentlichung nicht unterschätzen; für alle diejenigen, die die internationale Frauenbewegung gründlich studieren wollen, ist sie ein unentbehrliches Handbuch, die einzige Quelle für die Geschichte der früheren Jahre des Internationalen Frauenrates, da Jahresberichte erst seit 1904 regelmässig herauskommen. Wir möchten also allen fortschrittlichen Frauenvereinen die Anschaffung dieser beiden Bände für ihre Bibliotheken sehr empfehlen.

Kleine Mitteilungen.

Schweiz.

Chaux-de-Fonds. Bei einer Budgetberatung im Gemeinderate wurden Anträge auf Erhöhung verschiedener Besoldungen von Lehrern und Schulhausabwärtern gestellt, die anstandslos angenommen wurden. Nur der Antrag, die Besoldung von Fr. Müller, der Englisch-Lehrerin, zu erhöhen, wurde auf den Unkenruf eines Mitgliedes hin, das vor den schlimmen Folgen eines solchen Schrittes warnte, mit grosser Mehrheit abgelehnt.

Ausland.

Bei den Camengahaka, einem Indianerstamm Canadas, sind die Frauen im Besitz der politischen Rechte. Der „Gelehrte Indianer“ Ojijatekha Brant-Sero erzählt darüber:

„Der Krieger und Jäger der früheren Jahrhunderte stand unter einem demokratischen Regierungssystem, unter dem der volle Genuss aller politischen Rechte nur den Frauen des Stammes zukam. Der zum Pfleger gewordene Krieger von heute ist noch immer ein begeisterter Anhänger der politischen Vorherrschaft unserer Frauen.“

Kurz, wir sind das merkwürdigste lebende Beispiel eines Urvolkes, das eine materielle Zivilisation erlangt hat, ohne auf die alte Romantik seines Lebens, auf seine Legenden und Staatszeremonien verzichtet zu haben. Wir wohnen nicht in den Häusern aus Baumrinde, Tierfellen und Zeltleinwand, die man gewöhnlich Wigwams nennt, wir wohnen in solchen Häusern, erbaut aus Baumstämmen, aus Fachwerk, aus Ziegeln, und mitunter auch in Steinhäusern. Das Stimmrecht, das unsere Frauen besitzen, tut ihnen Hausfrauenpflichten nicht den mindesten Abbruch. Wir erfreuen uns aller modernen Gewohnheiten des häuslichen Lebens; zum Beispiel widmen wir einen grossen Teil des Tages häuslichen Genüssen; dann erhalten gute Musik und gute Literatur ihren gebührenden Platz am Herd des modernen Mohawks.

Es ist der Stolz und die Aufgabe jeder Mutter unseres Stammes, wenn nötig, einen würdigen Sohn in den Dienst des Gemeinwesens stellen zu können. Sie will und muss einen dem nationalen Ideal in physischer Beziehung entsprechenden und zugleich geistig wohlentwickelten Sohn erziehen. Unsere Mütter haben kein Interesse an der abnormalen Entwicklung der Muskeln oder des Hirns ihrer Kinder; dass sie vollkommen gesund sind, ist ihnen die Hauptsache. Ich bin natürlich sehr stolz auf mein Volkstum und mit Recht. Wir alle sind stolz darauf. Wir werden von Frauen regiert und wollen unser ganzes Leben lang von Frauen regiert werden, bis wir zu den Jagdgründen der Seligen kommen und die Tore der Ewigkeit sich uns öffnen.

Jede Mutter gehört zu einer Sippe. Die Frauen bilden die Sippe, und die Sippe besteht nur aus Frauen. Diese Sippen sind im Rate durch erbliche Repräsentanten vertreten. Jeder Sohn kann natürlich durch seine Mutter, Tante oder Grossmutter einen Sitz im Rate erben. Die Ernennung zum Ratsmitglied geht von den Frauen der Sippe aus, die unter den berechtigten Kandidaten einen passenden wählen. Der Sohn kann nie den Platz im Rate von seinem Vater erben; das Sipperecht ist ausschliesslich auf dem Mutterrecht basiert. Wo ein solches System praktisch Jahrhundert auf Jahrhundert in Kraft stand, muss das moralische Niveau der Rasse natürlich sehr hoch stehen. Jede Frau besitzt das Recht, den Mann zu wählen, der in ihre Verwandtschaft eintreten soll. Die Frauen und Kinder gehören nicht dem Mann, aber es ist trotzdem seine Pflicht, sie zu behüten, und keiner würde wagen, sich gegen die altehrwürdige Sitte aufzulehnen. Wenn ein Indianer von seiner Frau betrogen würde, würde er sie nicht hart behandeln. Das nicht. Aber die Frau würde die Achtung aller Leute verlieren. Der Indianer verzeiht. Er ist das, wozu ihn die Frauen gemacht haben. Jeder Mann, der eine verständige Mutter hat, ist bald reif, die Pflichten eines Amtes zu erfüllen. So haben wir in unserer ackerbauenden Gemeinschaft eine Reihe von Adligen und Herren, die es allerdings nicht dem Namen nach sind, sondern nur durch ihre Zugehörigkeit zu der erblichen Ratsversammlung, der politischen Körperschaft unseres Volkes, die eifrig für das Wohlergehen der Leute von der Wiege bis zum Grabe sorgt. Wir haben aber keine geschriebene Verfassung. Unsere schlichten Sitten und Gesetze vertragen das nicht. Die Gesetzgebung unseres Rates ist indes sehr anpassungsfähig und stets auf das Wohl der Bevölkerung gerichtet. Der Geist der Toleranz und Fürsorge ist geradezu erstaunlich. Die wildesten Utopisten unter den europäischen Sozialreformern würden hier Dinge in die Praxis umgesetzt finden, deren Verwirklichung sie den Völkern Europas vergeblich predigen. Aber wir Indianer sind kein Volk, das gern Lehren erteilt, außerdem wissen wir aus Erfahrung, wie gern gerade der weisse Mann den Hofmeister spielt.“

Soeben erschien:

„Über Frauenstimmrecht“

Vortrag vom 9. Dezember 1910

von

Oberrichter Dr. H. Sträuli

Preis: 30 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom
Verlag Zürcher & Furrer □ Zürich I